

Predigt über Jeremia 20, 7-13 an Oculi (3.3.2013)

Evangelium: Lukas 9, 57-62

Liebe Gemeinde am Sonntag Oculi,

zwei biblische Abschnitte gehören zu diesem Gottesdienst, denen eine radikale Entschiedenheit eignet. Beide sprechen diese Entschiedenheit in jeweils charakteristischer Weise aus.

Das Evangelium nach Lukas ist das entschiedene Plädoyer, den Blick nach vorn zu richten. Zurückzulassen, was bisher gebunden hat; nicht einmal mehr Abschied zu nehmen von dem, was bisher Bedeutung hatte – sondern abschiedslos sich jetzt dem zuzuwenden, was augenblicklich zu tun ist! Und so mündet das Evangelium ein in den markanten Satz: „Wer seine Hand den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“ – was wohl heißen soll, mit Blick nach vorne sind die Schritte zu tun, die den Boden des Lebens aufbereiten. – So eine entschiedene, geradezu kompromißlose Weganweisung Jesu zur Nachfolge dieser Textabschnitt des Evangeliums. Eine rigorose Jesusrede aus der Frühzeit des Rabbis, noch nicht versetzt mit den Schlieren möglicherweise berechtigter Einwände.

Der andere Text, der Abschnitt aus dem Jeremiabuch, ungefähr 600 Jahre vor dieser Jesusrede gesprochen, aufgeschrieben und in die Prophetenrolle eingefügt, auch dieser ein ganz entschiedener Text. Ein Text, in dem Grenzerfahrungen zu Wort kommen. Darum ein Text, dessen rigorose Entschiedenheit aus Spruch und Widerspruch erwächst.

Was ist hier los?

Jeremia sagt Unheil an. Er prophezeit die Vernichtung von Stadt und Land. Die Deportation nach Babylon. Zu Paschhur, dem amtierenden Hohepriester, sagt er „du bist und heißt Schrecken um und um“, da du ein Lügenprediger bist.

Alles dies tut Jeremia im Mandat seines Gottes, des Gottes Israels. Aber das angesagte Gericht verzögert sich und so wird er als Botschafter für die Botschaft geschlagen.

Eine aus Jeremias Sicht nun fatale Situation. – Und so wendet sich dieser Mensch zutiefst verstört an seinen Gott:

„Du hast mich verleitet und ich ließ mich verleiten. Du hast mich gepackt und überwältigt. Jeden Tag werde ich zum Gespött, alle verlachen mich. Ach, sooft ich rede, muss ich rufen, muss ich schreien: Gewalt und Mißhandlung.“

Einem tödlichen Strudel ist seine Situation vergleichbar: Da sieht er hin, da redet er klare Worte, autorisiert durch eine höhere Macht, aber noch dreht sich alles im Kreise. Nichts, noch nichts, ist eindeutig, weshalb Jeremia sagen muss: „das Wort Gottes wurde mir täglich zu Hohn und Spott.“ – Jeremia kann die Situation dieses Widerspruchs nicht deuten und ist zutiefst befremdet über seinen Gott und über sich selbst: „Ich will nicht mehr an Gott denken und nicht mehr in seinem Namen reden“.

So auch lauten biblische Worte der Abkehr eines Menschen von Gott. Ich will nicht mehr, es ist genug. Lass mich in Ruhe.

Solche Worte sind fern der Worte eines neuzeitlichen Atheismus, der die Existenz Gottes überhaupt bestreitet, aber es sind doch Worte der Distanzierung eines Menschen von Gott, begründet in Enttäuschung und begründet in Zweifeln an Gottes Wort und Wesen.

Und doch hebt der Text noch einmal an: Jeremia läßt die Enttäuschung hinter sich und überbietet allen Zweifel, wenn er wie ein echter Prophet seine religiöse Überzeugung gegen die Erfahrung des politischen Alltags setzt und sagt, dass die Sache in ihm wie Feuer in seinem Herzen brenne und sein Inneres erfülle.

So nehmen seine Gerichtsreden einen zweiten Anlauf, aber der Wirbel seines Strudels zieht ihn doch nur noch tiefer herab.

Denn die Worte, die jetzt folgen, skizzieren seine Situation als eine bedrohte und völlig isolierte: „Ach, ich hörte, das Gerede von Vielen: Grauen ringsum! Verklagt ihn! Wir wollen ihn verklagen! Selbst alle Menschen, die in Frieden mit mir sind, warten auf meinen Sturz.

Vielleicht lässt er sich verführen, dann können wir ihn überwältigen und uns an ihm rächen.“

An Leib und Leben ist Jeremia bedroht. Verlassen von seinem Gott, der zunächst ihm imponiert und dann ihn verführt habe.

Deshalb wohl bietet der Text das, was wir alle, wären wir Jeremia, gern hätten, dass es wäre wie im Märchen: Dass der Gerechte, Jeremia also, erhoben wäre und die Ungerechten, seine Gegner, erniedrigt würden. Dass Gott, wie der Text sagt, wie ein starker, kraftvoller Mann sei, der jetzt zu Jeremia stände.

Aber dieser Textabschnitt, der hier von Gottes helfendem Handeln spricht, ist nicht originär. Er ist ein späterer Einschub, um den Strudel des Versinkens anzuhalten. Diese Rettung, so sehr wir sie uns auch für und mit Jeremia herbeiwünschen mögen, ist verfrüht.

Stattdessen lässt der Text Jeremia nun ganz ergreifende, zugleich erschütternde Worte sprechen, die den Sinn seines Lebens nicht gründlicher und grundsätzlicher infragestellen können: „Der Tag, an dem ich geboren wurde, der Tag, an dem mich meine Mutter zur Welt brachte, sei verflucht und nicht gesegnet. Verflucht sei die Person, die meinem Vater die frohe Kunde brachte: Ein Kind, ein Sohn ist dir geboren. (...) Dieser Person müsste es ergehen wie den Städten, die Gott zerstörte, weil sie mich im Mutterleib nicht getötet hat. Dann wäre mir meine Mutter zum Grab geworden, auf immer schwanger geblieben wäre ihre Mutterschoß. Warum nur kam ich heraus aus dem Mutterschoß? Nur um dann Mühsal und Kummer zu sehen und in Schmach meine Tage zu beenden.“ (Verse 14-18 / „Bibel in gerechter Sprache“)

Entsetzliche, bittere Worte der sog. Konfession des Jeremia. Biblische Worte eines Menschen, der sich rückhaltlos, absolut entschieden verwirft – ein tragischer Akt des Lebens eines Menschen im Angesicht Gottes – und Gott schweigt, noch immer.

Wichtig, bedeutsam, dass die Bibel solche absoluten existentiell-religiösen Grenzerfahrungen erzählt. Hier ist nichts mehr, was Glauben begründet und plausibel macht. Im Gegenteil, was im Glauben angefangen hat, endet in der Zerrüttung!

Das in den Strudel geratene Leben ist ganz weit unten gelandet, „als bettete es sich bei den Toten“, wie es im Psalm 139 heißt. Und so wird es bleiben. Es muss dem Jeremia nicht mehr aushaltbar gewesen sein.

Wird es wirklich so bleiben? Wird es ein Entkommen geben?

Ich halte diesen Text in seiner scharfen, nicht harmonisierten Fassung für einen ganz wichtigen Text der Bibel. Er ist wie eine Folie für uns, wenn sich uns alle Gewißheiten und Sinnhaftigkeiten verflüchtigt haben. Selbst dann dürfen wir uns noch von der Bibel ansprechen lassen und uns in ihr wiederfinden und vielleicht sogar fragen, wie sich Gott, wenn es ihn denn gibt, darin verstrickt hat? – Wer hätte das gedacht?

So. gerade so: Die Bibel das wirkliche Buch des wirklichen Lebens – ohne einen „Deus ex machina“, ohne einen Zaubergott. – Mit welchem Gott aber doch?

Am letzten Montag tat ich, was ich, bin ich in Berlin, stets gerne tue; ich ging vom Berliner Hauptbahnhof aus über die Invalidenstraße auf Berlins Mitte zu. Vorbei am alten Hamburger Bahnhof (heute Kunsthalle), vorbei an vormaligen preußischen Ministerien, heutigen Bundesministerien, die Charité zur Rechten, auf die Chausseestraße, dort zu dem bedeutenden Friedhof neben dem Brechthaus.

Schon vom Eingang her sah ich einen noch leeren Sargwagen, hörte beim Näherkommen zeitgenössische Musik aus Lautsprechern und traf vor der Trauerhalle die wartenden Sargträger und einige Herren auf dem Platz vor dem verschlossenen Portal der Trauerhalle. Die Musik verklang und ein Redner ergriff das Wort. Ich war neugierig; als einer, der selbst Trauerreden zu halten hat, hielt ich inne:

Und hörte jetzt eine wunderbare Rede in wunderbarer Worten. Die Trauerrede eines Freundes für den Freund. Es war die Rede eines Musikers für den Verstorbenen Komponisten Friedrich Schenker. Friedrich Schenker, ein namhafter Komponist der DDR, seine Kompositionen waren in der Dresdner Semperoper, im Leipziger Gewandhaus und im Berliner Schauspielhaus immer wieder zur Aufführung gelangt. Nach der Wende, in der „Berliner Republik“, wie der Redner sagte, sei es still um ihn, Friedrich Schenker, geworden. – Es war von Schenkers Glauben an den verbesserlichen, wahren Menschen, aber auch von seinem Nichtglauben an einen Gott die Rede. Die Worte des Freundes machten mir das Leben dessen, den ich nicht kannte, begreiflich und sie rührten mich an, obgleich eine erklärte atheistische Grundstimmung die ganze Rede durchzog, bis der Freund vom Freund sagte, dieser habe mit den Vögeln sprechen können – und darin den Friedrich Schenker neben den Franz von Assisi stellte und am Ende der Rede dem Glauben Worte gab, dass der Tote auf seiner Reise nun vielleicht den Dichter des Sonnengesangs aufsuche und mit ihm Töne einer heilen und guten Welt setze.

Nun ist das Leben Friedrich Schenkers nicht das Leben Jeremias. Wie sollte ich sie auch miteinander vergleichen können? Und doch die Rede des Freundes machte das Verwickelte des Lebens deutlich, auf das es hier – bei Schenker wie Jeremia – ankommt.

Das Leben eines DDR-Kunstschaffenden, darum offenbar auch durchdrungen mit jenem typischen Impetus einer neuen Welt, auch mit allen Täuschungen und Enttäuschungen, ein schmerzliches Leben auch. Ein Leben, so hörte ich es, des Glaubens an die (real-sozialistische) Welt. Daran war er gescheitert und doch wird wohl gerade posthum seine Musik nachklingen und seinen Glauben an die bessere Welt auf ihre Weise bezeugen.

Auch Jeremia war ein Gescheiterter, gescheitert in seinem Glauben an Gott und die Menschen, weil dramatisch und fatal gegeneinander verwickelt seine Worte und die Wirklichkeit seiner Zeit.

Und doch fragt sich, warum klingt auch die Jeremia-Geschichte nach? Warum wird sie bis heute erzählt?

Sie wird ihrer Leidensgeschichte wegen erzählt, ganz gewiß, aber sie wird auch erzählt, weil es da noch weitere Kapitel gibt.

Es kommt tatsächlich, wir wissen nicht, wie lange der zeitliche Abstand währte, zu den politischen Akten und Geschehnissen, die Jeremia angekündigt hatte. Er selbst wird bleiben in Jerusalem und wird immer neu der Prophet Gottes, da sich die Verhältnisse, die er ansagt, bewahrheiten. Jetzt werden die Worte, die er zu sagen hat, und die Wirklichkeit der Welt nicht mehr auseinanderbrechen! – Trotzdem wird sein Leben enden im Strudel der destruktiven Verhältnisse des Orients dieser Zeit, verschleppt nach Ägypten.

Aber inmitten all dieser Geschehnisse wird Jeremia einen Brief von Jerusalem aus an die schon nach Babylon Deportierten schreiben, in dem er seinen Gott sagen lässt: „Ich allein weiß, was ich mit euch vorhabe, Pläne des Friedens und nicht des Unglücks; ich will euch Hoffnung und Zukunft geben. Wenn ihr mich ruft, wenn ihr kommt und zu mir betet, werde ich euch hören.“

So verwickelt die Jeremia-Geschichte auch ist, doch entwickelt sie je länger, je mehr und deutlicher das Bild eines Gottes, der das Leben vor Augen hat. Ja, so stimmt es: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Mit dem Blick nach vorn bearbeiten wir das Land des Lebens!

In diesem Sinne verlese ich einen Eintrag, den ich gestern in dem Büchlein am Kerzentisch vorgefunden habe: „Mein Name ist Thomas und ich bin nun über 35 Jahre. War mir bisher nicht sicher, ob es den Herrn, „unsern Herrn“ gibt. Viele Male stellte ich mir diese Frage. Doch vor ca. 4 Wochen ist mir etwas widerfahren, was diese Frage überflüssig macht. Ich habe nicht nur seine Anwesenheit gespürt ... ich habe mit ganzem Herzen seine Liebe und Sorge für mich gefühlt. omnia vincit amor.“ (Alles gewinnt die Liebe)

Ist dem – im Anschluss und auf der Spur des heutigen Jeremia-Textes – noch etwas hinzuzufügen?

Amen

(Pastor Alfred Menzel)